

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Schicksale.

Roman von Heinrich Kornfeld.

(Nachdruck verboten.)

(Amerikanisches Copyright by Carl Duncker 1914)

(Fortsetzung.)

Das Begräbnis der alten Marquise von St. Chamant war sehr feierlich. Nicht nur, daß die Besitzer der umliegenden Schlösser und Güter, soweit sie nicht vor den Schrecken des Krieges geflohen waren, daran teilnahmen — auch die gesamten Herren des deutschen Oberkommandos der XI. Armee sowie des Generalstabes — alles, was unter dem Dach des Kavalleriehauses von St. Chamant Obdach und Quartier gefunden — folgte dem Trauerzuge, der vom Schloß zu dem kleinen Friedhof pilgerte, wo im Erbegräbnis der edelgeborenen Herren von St. Chamant schon so mancher ihrer Sippe ruhte. ... so mancher Marquis, der die glorreiche Tradition seines Hauses aufrecht erhalten und mit starker Faust geschirmt hatte — so manch edle Frau, die aus der Jahrhundert alte Geschichte dieses vornehmen Geschlechts gelernt, die sich stets bestrebt hatte, ihrem Gatten ein treues Eheweib, ihren Untertanen eine gütige Herrin, ihrem Gott eine demütige Dienerin zu sein.

Die junge Marquise von St. Chamant folgte dem Sarge als Nächste am Arm Seiner Exzellenz des Kommandierenden Generals von Lüßow, dahinter Marguerite Barvel, geführt von dem Oberstabsarzt Doktor Hartmann, dann der Schwarm von deutschen Offizieren, französischen Gutsbesitzern, Adligen, Honoratioren. Es mochten an hundert Trauergäste sein, die sich in und vor der Kapelle drängten, die nach der Einsegnung der Leiche den kurzen Weg zum Erbegräbnis der Marquis von St. Chamant antraten.

Die junge Marquise bewahrte eine Haltung und Festigkeit, die allgemein Bewunderung fand. Denn jeder unter denen, die sie in dieser Stunde umgaben — jeder wußte, wieviel sie verloren hatte, wieviel sie zu Grabe trug.

Es war wie ein Instinkt, es war, als könne zu dieser schweren Stunde jeder in den schönen bleichen, heut so strengen Zügen des jungen Gesichts lesen.

Ob sie selbst — Jutta — es schon in voller Klarheit empfand? Wohl kaum. Aber während der Geistliche den Segen über die Versammlung sprach und sie tief das Haupt gesenkt hielt — war in ihr ein Etwas, ein ganz neues Gefühl, eine tastende Ahnung dessen, was sie mit dieser vornehmen alten Frau einjargte. Eine Ahnung — daß für sie hier mehr dahinging, als nur ein Mensch, der ihr nahe gestanden, den sie geliebt hatte.

Wetter dachte sie noch nicht. Vielleicht schauderte sie unwillkürlich davor, diese Gedanken, die sich ihr heut aufdrängten, bis zum letzten unbarmherzigen Ende zu verfolgen.

Aber als alles vorüber war, als die Herren zu ihr herantraten und die Särge zusammenschlugen und sich über

ihre Hand neigten und noch einmal ein paar konventionelles bedauernde Worte murmelten, als plötzlich auch der Rittmeister Brännow vor ihr stand und desgleichen tat. ... da hatte sie das Empfinden, als weiche ihr ein dumpfer Druck von der Stirn, als lösten die wenigen herzlichen Worte des bayerischen schweren Reiters mit vorsichtiger Hand einen eisernen Keil, der ihr die Schläfen zusammenpreßte.

Ganz seltsam war das. Denn eigentlich stand er ihr doch genau so fern, wie all die andern deutschen Offiziere. Oder doch nicht?

Wenigstens vermochte sie später nie zu sagen, ob sie sich in dieser Sekunde daran erinnerte, daß sie kurze Zeit vorher mit eben demselben Rittmeister Brännow im Schlosspark von St. Chamant eine Unterredung gehabt, die weit abseits von dem Gebiet herkömmlicher gesellschaftlicher Unterhaltung gelegen.

Der Unterredung entsann sie sich in diesem Augenblick wohl nicht mit dem flüchtigsten Gedanken. Und dennoch das seltsam befreiende Gefühl, als sei ihr dieser schmerzende Druck von den Schläfen genommen, dennoch die ganz klare Empfindung eines Menschen, der einsam auf ragendem Berge steht und um ihn liegt die Welt ersticht in trostlos grauen Nebelschwaden. Und jählings durchbricht spielender Sonnenstrahl die erstickende Wolkenschicht.

Diese Empfindung hatte sie; wie eine ganz deutliche, fast überlänglich wahrnehmbare Vorstellung war es ihr.

Und ohne daß sie es wollte, hielt sie seine Hand für ein paar Herzschläge länger in der ihrigen, als es die Konvention bedingt hätte. Bis sie sah, wie ihm im Gewirr der Schläfenadern jählings das Blut aufsprang. Da löste sie ihre Hand und wandte sich hastig einem andern zu.

Zugendeinem andern, der gerade in der Nähe stand. Und das war ihr Better Alphonse de Marsillacques.

Sie war von seiner Anwesenheit so überrascht, um irgendeine Frage zu tun. Sie streckte ihm wohl, wie all den andern, die Hand entgegen und fühlte seine Lippen sich darüber senken, und hörte seine herzlichen schlichten Worte.

Und dann trat wieder der Kommandierende General von Lüßow zu ihr und krümmte den Arm. Und sie legte ihre Fingerspitzen auf seinen Armelausschlag und ließ sich zurückgeleiten in das Schloß. Alphonse de Marsillacques aber tauchte wieder unter im Schwarm der Trauergäste.

Die Abendtafel im Schloß war für heute abgesetzt. Selbstverständlich. Die Herren vom deutschen Armeekorps-Oberkommando speisten im Kavalleriehaus.

Die junge Marquise lag in ihrem Boudoir auf dem Ruhebett und hielt die Augen geschlossen und dämmerte erschöpft und gedankenlos vor sich hin.

Stundenlang war es so, daß kein Laut sich im Schloß regte.

Oben in die Zimmer, darin die alte Dame gelegen und gelitten, strömte durch weitgeöffnete Fenster die milde Wärme des eindämmenden Herbstabends. Drüben von den Schützengräben am Rhein-Marne-Kanal wehte unablässig und schon

von niemanden mehr beachtet, das dumpfe monotone Dröhnen herüber. Und wenn die junge Marquise manchmal aus ihrer Erschöpfung hochschreckte und sich über die Stirn strich und den Kopf hob — dann vermochte sie in der tiefen Stille ringsum deutlich das schwere Schlagen der riesigen alten geschuhten Standuhr von der Empfangsdiele her zu hören.

Bis auch das wieder still wurde, bis sie den Kopf zurücksinken ließ, bis sie die Augen wieder schloß.

Stunden um Stunden war das so.
Der Schlaf mußte sie wohl wider Willen übermannen haben — denn sie schreckte verwirrt hoch, als drüben aus der kleinen Nische des Boudoirs her ein Lichtschein sie traf.

Marguerite Barret war läutlos in das Zimmer gehuscht und hatte die große tief verschleierte Ständerlampe angezündet.

„Sie hier, Marguerite? Und es ist schon so spät?“
„Acht Uhr, Frau Marquise.“

Sie strich sich mit schwerer Handbewegung über die Stirn.

„Schon. Und ich habe stundenlang hier gelegen und mich nicht um meine Gäste gekümmert.“

„Die deutschen Herren speisen drüben im Kavalierehaus, Frau Marquise, Herr de Marfillargues und sein Freund auf ihren Zimmern.“

„Wer ist dieser Herr, Marguerite? Ich entsinne mich gar nicht, von seiner Anwesenheit benachrichtigt zu sein.“

Das junge Mädchen stand noch immer im Hintergrunde des Boudoirs, wo die Schatten schwarz und schwer wie zum Sprung gebudte Raubtiere lauerten. Ihre Stimme klang mild und abgespannt — vielleicht von den Nachwachen der letzten Tage.

Es handelt sich um einen Doktor Paul Darragon, einen Pariser Freund des Herrn de Marfillargues. Die beiden Herren kamen im Auto hier an, als die Trauerprozession schon zum Kirchhof unterwegs war.

Herr de Marfillargues läßt sich erkundigen, ob Frau Marquise sich bereits soweit erholt hätten, ihn zu empfangen und die Verstellung seines Fremdes entgegenzunehmen. Andernfalls würden die Herren selbstverständlich bis morgen warten.

Die junge Witwe machte eine halbe abwehrende Handbewegung.

„Nicht heut mehr, Marguerite — morgen vormittag.“

„Ich werde es anrichten, Frau Marquise.“

„Lassen Sie bitte in meinem Schlafzimmer alles zurechtmachen; ich möchte mich sofort hinlegen.“

„Wollen Frau Marquise nicht wenigstens vorher noch etwas essen? Frau Marquise haben den ganzen Tag noch nichts zu sich genommen.“

„Ich habe keinen Appetit, Kind. Ich möchte nur schlafen. Ich weiß — Sie meinen es gut. Aber quälen Sie mich heute nicht.“

Und als das junge Mädchen wortlos und dienstfertig das Zimmer verlassen wollte, rief die junge Witwe sie noch einmal zurück, streckte ihr die Hand entgegen.

„Kind — ich danke Ihnen von ganzem Herzen. Sie haben in diesen Tagen sehr, sehr viel für mich getan. Ich fühle mich in Ihrer Schuld; und ich werde die Möglichkeit finden, diese Schuld abzutragen.“

Da schüttelte Marguerite Barret nur heftig den Kopf, wandte das Gesicht ab, löste ihre Hand hastig aus der ihrer Gönnerin und stürzte aus dem Zimmer.

Die junge Schlossherrin sah ihr erstaunt und verständnislos nach.

Wie seltsam sich der Doktor Paul Darragon benahm, als er am nächsten Vormittag der Hausfrau gegenüberstand!

Den pflichtschuldigen Handkuß, die pflichtschuldig hervorgebotterten Beileidsphrasen, die pflichtschuldig erbetene Verzeihung wegen seines unermittelten Auftretens auf Schloß St. Chamant, und gerade zu solcher ersten Stunde . . . selbstverständlich, daran mangelte es nicht!

Aber das war auch so ungefähr das Einzige, was die junge Marquise von dem Freunde ihres Betters zu hören bekam.

Von da an verstummte er fast vollkommen. Saß in seinen Sessel, fuhr sich immer und immer wieder mit der Hand durch das wuschlige Haar, zerrte an seinem Spitzbart und ließ die kellen unrastrvollen Augen ruhelos in dem kleinen Salon umherwandern. Etwas Unstütes lag über diesem Menschen, etwas Gedrücktes, etwas Springhaftes.

Die junge Witwe wußte sich nicht zu erklären, wofür das leise Mißtrauen kam, das sie sofort von der ersten Sekunde ihrer Begegnung überkommen hatte.

Und dabei wirkte er nicht einmal unheimlich; nur — es war etwas mit und um diesen Menschen, was sie nicht zu deuten wußte.

Neugierig war sein Benehmen absolut tabellos, fahrig — wie er so in seinem Sessel saß und seine unruhigen Augen umherwandern ließ.

Mphonse de Marfillargues, der selbstverständlich gleichfalls sich im Salon befand, hatte die Unterhaltung an sich gerissen. In jener spielerischen zwanglosen Manier, die über jede, selbst die ernsteste Situation einen leichten lebenswürdigen Schleier warf.

Noch nie in all den Jahren hatte Jutta diese seine Manier hörend oder gar unangenehm empfunden — heut mißfiel sie ihr. Deut mißfiel ihr eigentlich alles in diesem glatten geschuigelten, stets korrekten, stets über sich selbst machenden Menschen.

Schon wie er auf dem Knie die Handflächen leicht gegeneinander legte und sich lässig vorbeug, schon wie er nach den ersten Einleitungen gleichsam beiläufig hinwarf:

„Vergessen Sie doch eins nicht, teuerste Cousine — Sie haben es doch stets verstanden, zwischen sich und den Lebenden Distanz zu halten. Warum finden Sie diese Distanz nun nicht zwischen sich und der Toten?“

„Wollen Sie mir das nicht näher erklären, Mphonse?“
Er schien einen Augenblick zu überlegen; dann hob er langsam den Kopf.

„Daß Sie um die alte Dame trauern, Jutta — selbstverständlich. Niemand verargt es Ihnen, jeder schätzt Sie um dieser Trauer willen nur noch desto höher; jeder würde sich wundern, wenn es nicht an dem wäre. Und trotzdem! Vergessen Sie doch das Eine nicht, Cousine — es war eine alte Frau, die da nach einem an Ehren reichen Leben gestorben ist . . . draußen aber auf unseren Schlachtfeldern in den Schützengräben, in den Forts und Artillerieständen, draußen verenden täglich Tausende und Mertaufende junger blühender Männer! Draußen verblutet sich Frankreichs Jugend und Frankreichs Hoffnung. Was will da das Sterben einer sechsundsiebzigjährigen Greisin bedeuten!“

Die junge Marquise sah ihn stare an. Er hatte in seine Worte über Frankreichs Jugend einen warmherzigen bedauernden Klang hineingelegt — und dennoch spürte es ihr, als laure hinter all dem ein ungeheuerlicher grenzenloser Zynismus. Ein Zynismus, den sie nicht begriff, für den sie nie im Leben eine Entschuldigung gefunden hätte.

Sie versekte kalt:
„Nieber Mphonse — die kühle Verstandesphilosophie eines Beckmannes von Ihrem Schlage deckt sich wohl kaum mit den Empfindungen einer Frau.“

„Und noch dazu, wenn diese Frau von Geburt eine Deutsche ist.“

Aber kaum, daß von Mphonse de Marfillargues Lippen diese Worte geglitten, bereute er sie schon wieder. Er war sonst eine kühl berechnende Natur, die sich allezeit im Zügel zu halten wußte. Wo sich ihm aber die Möglichkeit zu ironischem Spott bot — da betrog manchmal das Temperament seinen scharfen Verstand. Auch jetzt war das wieder so gewesen, diesen Augenblick eben. Er wußte es sofort. Er hatte es in derselben Sekunde an der leisen hochmütigen Bewegung gemerkt, mit der seine Cousine die Brauen zusammenzog.

Als wolle er seine letzten Worte von sich selber abwehren, schüttelte er den Kopf und lächelte beschwichtigend.

„Nicht doch, teuerste Jutta — ich fürchte, Sie mißverstehen mich vollkommen. Nichts lag mir ferner, als irgendetwas einen Tadel auszusprechen. Ich hätte ja auch gar keine Berechtigung dazu. Ich persönlich habe im Gegenteil alle denkbare Veranlassung, Ihrer deutschen Herkunft verpflichtet zu sein. Denn diese deutsche Herkunft und dieses gütige deutsche Herz, das Sie besitzen — hat mir in den fünf Jahren unserer Bekanntschaft zahllos viel unvergeßlich schöne Stunden auf St. Chamant geschenkt.“

„Ich denke oft voll aufrichtiger Wehmut an die einzig schönen Tage zurück, wenn René mich zur Jagd eingeladen hatte, wenn unter Ihrem Vorsitz abends die entzückenden kleinen Jagdsoupers stattfanden, die keine Frau meiner Bekanntschaft so wundervoll vornehm und doch so anregend zu leiten versteht, als gerade Sie, Jutta.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Friedenspalme.

Von Paul Alexander Schettler.

(Nachdruck verboten.)

Buchhalter Semmelmann, jetzt Kanonier Semmelmann, hatte mit Elfriede Semmelmann, geb. Unverzagt seine Kriegskennung vollziehen lassen. Einen Tag nach diesem wichtigen Schritt in seinem Leben tat Kanonier Semmelmann den zweiten, nämlich in das nächstbeste Rekrutenbepot, um seine, dem Vaterland geweihten körperlichen Talente zum Dienst eines Kanoniers gehörig vorzubilden.

„Und vergiß nicht, Tante Linas Balme zu pflegen,“ war sein letztes Wort an seine junge Frau gewesen, als er Abschied nahm. Das bleiche Gesicht in ein Taschentuch pressend, hatte Friedchen Unverzagt, jetzt Frau Elfriede Semmelmann, ihrem abziehenden Gatten gehörig nachgesehen, hatte einige Male mit dem Taschentüchlein gewinkt, und weg war er, ihr Emil, ihr Mann, nach einem Tag junger Ehe.

Trüber Gedanken voll hatte sich die junge Frau in ihre Wohnung heimbegeben, die so reizend stillvoll eingerichtet war und ihr nun so leer und einsam erscheinen mußte, nun, da „er“ fort war, ihr Emil. Kaum konnte sie es recht fassen. Vorigestern noch die fröhliche Hochzeit im kleinen Kreise, und heute — o Gott, wie still würde es in ihrem trauten Heim sein ohne ihn. Freilich, sie hatte sein Bild, und dann würden seine Briefe kommen, richtige Feldpostbriefe und — ach ja, die Balme, seine Balme. War es nicht sein letztes Wort gewesen, daß sie sie pflegen sollte? Er mußte doch viel von ihr halten, oder vielleicht auch von Tante Lina, die ihnen dieses sinnige Hochzeitsgeschenk gemacht hatte.

Ah, der gute Emil, er wußte nicht, daß es schon Tradition bei Tante Lina war, wenn sie zu Hochzeiten Balmen schenkte. All ihre Schwestern, Marie, Elise und Martha hatten zur Hochzeit ihre Balme bekommen. Das war nun schon etwas so Natürliches in der Familie Unverzagt, daß man über Tante Linas Hochzeitspalme in weiter kein Erstaunen geriet: in allen jungen Haushalten, mit denen Tante Lina verwandtschaftliche Beziehungen pflegte, prangte eine mehr oder minder große Balme, die gewiß nicht so alltäglich war wie die übliche Boviolencreme oder das Gemälde vom Wehr von Benedia, die aber den Vorrang hatte, daß sie der Pfleger bedurfte, also daß sie und ihre Gederin nicht so schnell dem Fluch des Vergessens anheim fielen.

„Außerdem sieht solch eine Balme doch sehr nett aus, nicht?“ pflegte Tante Lina jedesmal ihr Geschenk zu rechtfertigen und daß es in jedes Heim passe, und sei es auch so sehr im „Jugendstil“ gehalten — wobei bemerkt sei, daß für Tante Lina der Begriff Moderne in dem Wort Jugendstil ausgebrüht war.

Von dieser Gewohnheit der guten Tante wußte nun freilich Friedchens Emil nichts und so hatte auf sein gutes Gemüt dieses Geschenk wohl besonders Eindruck gemacht. Außerdem hatte die Tante eine geistreiche Nuance gefunden, mit der sie ihre diesmal fällige Familienpalme lächelnd einführte. Als gute Vorbereitungsarbeit sollte das junge Paar sie hinhinnehmen, hatte sie gesagt, als eine Vorbereitungsarbeit für den baldigen Frieden, und die Rückkehr des jungen Gatten in die Arme seiner sehnsüchtig harrenden Gattin. „Sine una“ „Friedenspalme“ sollte sie dann die Wiedervereinigung zweier liebender Herzen mit ihren wehenden Balmenwedeln segnen und dem jungen Glück ein Symbol und Hausgeist sein.

So oder so ähnlich hatte dieser Speech gelaundet, den die Tante vom Stapel gelassen: Emil hatte ihr sichtlich gerührt die Hand gedrückt und die umstehenden hatten gelächelt und genickt. Nur sie, Elfriede, und Onkel Kasimir waren nicht gerührt gewesen. Elfriede, weil sie es unheimlich empfand, ein Tropengewächs in einer europäisch, dazu noch modern eingerichteten Wohnung, Onkel Kasimir, weil er wie gewöhnlich schon zu tief ins Glas geguckt hatte und seine Kriegserlebnisse in Wildwoest zum besten gab.

Aber mochte sie sich auch aus der dimmen Balme nichts machen. Ihr genügte, daß Emil sie schätzte, und seine Mahnung sollte ihr heilig sein. Ja, sie wollte die Balme pflegen, daß er, wenn er wiederkam, seine Freunde davon haben würde. Für ihn hätte sie ja alles tun können, warum sollte sie da nicht seinen Wunsch erfüllen?

Und als sie in ihrem Heim angekommen, betrachtete sie nach einmal so freundlich, als bisher, die große Palmstaude, die im Erkerzimmer stand, und es war ihr, als ob sie beim Anblick der hochfächerigen Bananenpflanze „seiner“ besonders innig gedenken könne.

Mein Gott, was war das? Beim näheren Betrachten der Topfpflanze entdeckte sie, daß eines der langen Blätter braune Flecke aufwies. Elfriedchen war gewiß ohne gärtnerische Talente, aber soviel glaubte sie gelernt zu haben, daß sie anmahnte, daß eine gesunde Pflanze grüne Blätter habe, daß braune Blätter ein Zeichen des Absterbens und Verrottens seien und daß gegen Verrotten das Tränken helfe. Also füllte Elfriede ihr nettes Gießkännchen mit Wasser und trankte die dürstige Balme.

Sie erwidert jedoch sehr heftig, als sie am nächsten Tage feststellte, daß die braunen Flecke auf dem v. Blatt nicht geschwunden waren, sich vielmehr vergrößert hatten. Diesmal füllte die Besorgte das Gießkännchen gleich zweimal mit Wasser und löschte den Darr der Friedenspalme.

„Ach Kamel,“ monologierte die Palmenspflegerin dabei „wie konnte ich auch denken, daß solch große Pflanze nur soviel Wasser braucht wie die Geranien.“

Das Ergebnis am nächsten Tage war niederstlegend. Das v. Blatt hatte sich über und über mit Braun bezogen, es war sonstigen völlig verrottet. Elfriede war ganz unglücklich. „Ja, wieviel stinkt denn das Biech?“ schalt sie verzweifelt, und goß drei Gießkännchen auf die Tropenpflanze, daß der ganze Erker bald unter Wasser stand. Dennoch schrieb sie einen Brief an ihren Emil, der ganz Sorg: für ihn, den künftigen Soldaten, und sie, die Friedenspalme, war. In diesem Brief lag sie mit weiblicher Schläue von der prächtigen Entwicklung der Balme und daß sie, die Balme, bereits neue „Trieb“ ansetze. Sie, Elfriede, liebe auch nicht nach, die Balme fleißig zu gießen und besprengen.

Wäre Emil ein Kenner der Palmennatur gewesen, er wäre sicherlich über diese Behandlung beunruhigt gewesen. So aber verstand er ebensowenig von der Seele einer Balme wie vorherhand noch von der Gewirthe. Sein Brief war ganz von Glück erfüllt über die innige Gemütsart seines jungen Weibes, die sich in der Palmennatur in seiner Art kund tat. So handelte auch sein Brief zur Hälfte von der Balme Tante Linas, zur andern von Schmach und Gießkannen.

Die Balme Tante Linas spielte auch fernerhin die wichtigste Rolle in der Korrespondenz beider Ehegatten. Nicht allein, daß sie zum Angelpunkt in allen Fragen des häuslichen Glückes oder des Herbeiwünschens desselben wurde, es ließen sich auch allerhand häßliche Anspielungen an sie knüpfen, an den Frieden im allgemeinen und den häuslichen im besonderen. So wurde das Wort Lessings „man wandelt nicht ungekrast unter Palmen“ nicht selten zitiert. Freilich, wenn dies nur scherzhaft gemeint war, für Elfriede wurde es eine fürchterliche Wahrheit. Sie wandelte nicht ungekrast unter Tante Linas Friedenspalme.

Mit der Zeit nämlich stellte es sich heraus, daß nicht nur ein Blatt, daß vielmehr ein zweites und drittes braun zu werden begann und daß das Ersinken in Wasser nichts dagegen ausrichtete. Eine gelinde Beraweisung wachte Elfriede bei dem Gedanken, die Friedenspalme möchte nicht gedeihen. Sie stärzte zu ihren Schwestern. Die Schwestern lachten sie aus. Marie meinte, sie habe keinen Schimmer davon, wie man Palmen behandle, das habe stets ihr Mann besorgt. Elise meinte, Wasser sei das Schädlichste für eine Balme was es gäbe, man müsse sie trocken halten, den Staub abspülen und die trodnen Blätter abschneiden, Martha wieder behauptete, man müsse Zigarrenasche auf sie streuen, seitdem ihr Erwin das einmal getan, sei ihre Balme wundervoll gewachsen. Uebrigens, im Vertrauen, sei es schon die dritte Balme, die sie seit ihrer Hochzeit besäße, die anderen seien alle gestorben. Aber Tante Lina dürfe natürlich nichts davon wissen.

Begreiflicherweise schenkte Elfriede, Tante Linas Erfahrungen einzuholen. Sie war der Tante durchaus nicht hold und diese Friedenspalme vergoß sie ihr ganz und gar nicht. Als aber auch der Gärtner nicht mehr zu erreichen war, denn er war einberufen worden, zog sie schließlich noch Onkel Kasimir ins Vertrauen. Onkel Kasimir war der Mann der nächsten Weltanschauung. Seine Ansicht ging dahin, daß vor Trockenheit die Fruchtbarkeit allein schübe und sein Rat war, man dürfe eine dürstige Pflanze nicht verschmachten lassen.

Angesichts mit so vielen wohlgemeinten Ratsschlägen, bogab sich Elfriede wieder zu ihrer Balme. Eigentlich war sie nicht kläger, als vorher. Wenn doch eine Balme reden könnte, oder wenn es doch auch Pflanzendärzte gäbe — dachte sie schmerzbevoll, denn zweifellos, die Balme war krank. Sehr krank. So trübselig, wie sie schon ansah. Ob sie Selmsucht nach ihrer Wüste hatte, wie Elfriede nach ihrem Kanonier? Jedenfalls durfte sie nicht zaudern, die Pflanze wieder gesund zu machen. Onkel Kasimir hatte zum Tränken geraten, Schwester Elise zum Köten und Blätterabschneiden, Schwester Martha zum Füttern mit Zigarrenasche. Elfriede tat das Beste, was man bei so vielen Rezepten tun kann, sie wandte einen Tag um den andern ein anderes an. Einen Tag trankte sie die Balme, den zweiten ließ sie sie kochen und knidte Blätter ab, den dritten kreute sie Zigarrenasche, die Onkel Kasimir bereitwilligst ausbarte, in den Topf.

Die Friedenspalme reagierte seltsam auf diese Behandlung. Sie brachte Blüte zur Welt. — Wieder stärzte Elfriede zu den Schwestern und Onkel Kasimir. Diesmal schüttelten alle den Kopf. Spinnweb, ja, das hatten sie schon an den Palmblättern beobachtet, aber Blüte? Nein, Onkel Kasimir ließ die Frage offen, daß es vielleicht keimende Bananen seien, die diese Pflanze zwar nur in der tropischen Gegend hervorbringen pflege, vorausgesetzt, daß es sich nicht um eine Pappelbalme handle; als ihm aber Elfriede gestand, daß sie im Wohnzimmer nur leben wisse, ging eine Erlaubung über sein Gesicht: Nur deshalb gedeihe die Pflanze nicht, denn sie brauche natürlich die heimatische tropische Wärme.

In den nächsten Wochen wandte Elfriede einen reichlichen Kohlenvorrat dazu an, der kranken Balme das heimatische Klima zu ersetzen. Die Tapeten lockerten sich an den Wänden, im Binnensprangen die Saiten, die Bilder verbogen sich, die Möbel schnarrten ein und klappten zusammen, die Wanduhr bekam den Tropenkolter und eilte um Tage in der Zeit voraus. Die Balme wurde kümmerlicher und kümmerlicher.

Kanonier Semmelmann war indes soweit ausgebildet, daß sein Ausrücken ins Feld sozusagen vor der Tür stand. Da bewilligte man ihm einen kurzen Heimaturlaub. Das Telegramm, das seine Ankunft meldete, traf Elfriede in verzweifelter Verzweiflung. Vor einem kümmerlichen Pflanzenstängel, dem köstlichen Ueberbleibsel der herrlichen Friedenspalme, sah sie zusammengesunken, in Tränen aufgelöst und hielt ein Papier in der Hand, das sie doch hätte in einen Freudentaumel versetzen sollen.

In solchem Zustand fand sie auch Onkel Kasimir, als er sich einstellte, um die pünktlich versprochene Zigarrenasche abzuliefern. „Aber Kind, aber Elfrieden“, erschrak der gute Onkel, „was ist Dir?“ und er streichelte der Verzagten väterlich tröstend die Hand. Dann schickte er auf das Telegramm, „Wie, Dein Mann ist doch nicht —?“

Sie nickte. „Ja, er ist schon unterwegs.“ Onkel Kasimir riß die Augen auf.

„Wohlbehalten!“ Elfriede nickte in Tränen.

„Aber Mädchen, das ist ja Sünde, zu weinen, wenn Dein Mann wohlbehalten auf Urlaub kommt“, sagte er.

Da wies Elfriede auf den Palmestumpf. „Da sieh doch, Onkel, die Palme? Wie kann ich mich denn freuen, wenn er das sieht?“

Und nun begann Onkel Kasimir zu staunen und kopfschütteln und sich hinter den Ohren zu kratzen, um endlich in ein befriedendes Gelächter auszubrechen, das so ansteckend wirkte, daß auch Elfriede jetzt lächeln mußte.

„Und da tußt Du, als ob Du vom Begräbnis kämst, na höre mal, Mädchen, mit Deinen Nerven scheint es nicht aufs beste bestellt.“

„Ach, wenn Du wüßtest, Onkelschen, seufzte Elfriede,“ wie er mir die Sorge der Palme ans Herz gelegt hat!“

„Nun, hast Du etwa nicht für sie gesorgt? Was kannst Du schließlich dafür, wenn sie es Dir nicht dankt, diese undankbare Pflanze!“

Er riß den Stumpf aus dem Topf und besah ihn geringschätzig.

„Aber deshalb nicht den Kopf hängen lassen, Friedchen. Noch ehe Dein Kanonier kommt, steht eine neue Palme an dieser Stelle. Darauf kannst Du Dich bei Onkel Kasimir verlassen.“

Dankbar drückte Elfriede dem guten Onkel die Hand, der versprach, sogleich das nötige veranlassen zu lassen. Jetzt erst konnte sich die junge Frau der Freude ganz hingeben, ihren Mann wiederzusehen.

Und diese Freude leuchtete ihr aus den Augen, als sie Emil am Bahnhofs empfang. Was war aus dem bleichen Buchhalter Emil Semmelmann geworden! Ein braungebrannter Krieger war er geworden, der von Gesundheit und Kraft strahlte, so hatte ihn das Soldatenleben verwandelt. — Wenn sie dagegen an ihre Palme dachte! . . . Es war doch ein lieber Mensch, der Onkel Kasimir.

Sie wäre von selbst nicht auf den glücklichen Gedanken gekommen, Ertrag zu schaffen, um ihr Mißgeschick zu verbergen.

Glücklich, wie am Tage ihrer Hochzeit betreten beide die Wohnung, in der alles fertig für den Empfang des heldgrauen Hunsheeren hergerichtet war.

„Der tanzend!“ machte Emil Semmelmann, als er mit seinem Krawatten das Erkerzimmer betrat, „alles noch so wie damals, selbst die Palme —“ lächelte er, „sieh an — nee, Herrgott, das ist doch eine Zimmerlinde, wie?“ Er trat näher zu der Pflanze, die da in frischem Grün leuchtend prangte, sah das Gewächs an und sah seine Frau an.

Die Zimmerlinde machte sich ihrerseits nicht das mindeste daraus, daß ein ihr unbekannter Kanonier sie wie das montenegrinische Kästel anstarrte. Aber Frau Elfriedes Wangen begannen sich mit einem durcheinander Rot zu färben, während ihre Lippen etwas von Onkel Kasimir, einem Versehen und dergleichen stammelten.

Da — hand mit einem Male, wie der Teufel aus der Bersefung. Onkel Kasimir vor dem Paar. Er hatte richtig hinter der Gardine gesteckt und war nun im rechten Augenblick hervorgetreten, zum maßlosen Erstaunen der beiden.

Auf seinem Gesicht stand ein halb schalkhaftes, halb verlegenes Lächeln, während er in der Linken einen Pflanzenstumpf hielt.

Nachdem man sich vom Staunen erholt, gestand Onkel Kasimir ein, daß das zeitige Kommen des Paares ihn bei den „Vorbereitungen“ überrascht habe.

„Vorbereitungen — Du?“ fragte der heldgraue Ehemann erstaunt.

„Ja doch, freilich, die Palme — das heißt — — seht Ihr, das ist es ja eben, es ist wirklich eine Zimmerlinde — Kinder, Palmen waren nicht mehr zu haben — die Einfuhr aus dem Auslande — na, Ihr versteht schon, Kriegszeit!“

„Nämlich“, so fuhr er dann fort und hielt dem verblüfften Kanonier Semmelmann den Palmestumpf unter die Nase, „das ist die „Friedenspalme“ der Tante Lina, wenn Du nichts dagegen hast. Und ich sag Dir, lieber Kesse, wenn eine Palme gewidmet worden ist, so ist es diese, aber nicht einmal die Zigarrenasche meiner Savanna ist ihr bekommen, noch haben die Tränen Deiner Frau etwas genützt — dieses Genüß da ist die Frucht unseres Heißes!“

Lachend schloß Emil Semmelmann seine Frau in die Arme. „Kinder“, sagte er, „macht nichts, macht gar nichts, macht absolut nichts. Ich bring Euch eine aus Ägypten mit und die Friedenspalme soll dann haltbarer sein, als Tante Linas Hochzeitsgästen!“

Bauern.

Von Bruno Geck.*)

Mit ruhigem Troste im harten Gesicht
Näh sich Bauern im ersten Frühmornlicht
Und lassen in schwerem sorgenden Sinnen
Gelbe Saaten zur Erde rinnen.
In ihres Ganges wüchigen Tritten
Lebt alles Weid, das sie dumpf durchsitten,
Sie schauen forschend und unverwandt
Weit über das schweigende ruhende Land,
Und horchen nicht auf, wenn in der Luft
Hoch oben ein ferner Vogel ruft,
Und fühlen nichts als der dampfenden Erde
Ernteträumendes mächtiges: Werde!
Stumm schreiten sie im braunen Meer
Der Schollen lautenfreudig umher,
Und des zuckenden Lichtes klares Glühn
Strahlt ewig gleich auf das gleiche Mühn.

*) Aus dem Ballenbuch. Herausgegeben von Paul Rohrbach. Mit vielen Bildern. 1.90 M. Der gelbe Verlag Dachau b. München.

Büchertisch.

— Das literarische Echo. Halbmonatsschrift für Literaturfreunde. Verlag: Egon Fleischel & Co., Berlin W. 9. Das 1. Augustheft ist soeben mit folgendem Inhalt erschienen: Otto Kiefer: Der Knabe in der Literatur; Edgar Steiger: Alt-München im Spiegel Josef Rueders; Ferdinand Gregori: Philipp Dahmer; Paul Feldkeller: Militärisches und künstlerisches Sehen; Alexander v. Weilen: „Wolf in Not“. — Echo der Zeitungen. — Echo der Zeitschriften. — Echo des Auslandes. — Kurze Anzeigen.

— Die im Verlage von Gustav Kiepenheuer in Weimar erscheinende Liebhaberbibliothek hat als 26. Band Goethes Werther herausgegeben (Preis gebunden 1,50 M.), und das schmale Bändchen, mit vier reizvollen Abbildungen nach den Kupfern von Van. Chodowiecki versehen, eignet sich auch vorzüglich als Feldpostgabe. So eifern und schwer die Zeit ist, wird doch mancher gern in dem Buche blättern, das ja auch ein Kriegsmann wie Napoleon oft auf seinen Feldzügen mit sich herumtrug.

— Jubiläumnummer einer Feldzeitung im Osten. Die in Wilna erscheinende Zeitung der 10. Armee hat kürzlich ihre 100. Nummer ersandt. Sie ist besonders reichhaltig ausgestattet, und indem sie an Beilagen vereinigt, was sonst nur wechselweise mit dem Hauptblatt und seiner „Liebesgabe“ verbunden erscheint, stellte sie gewissermaßen die Gesamtleistung der Zeitung in einer einzigen Nummer dar.

— Was muß der Kaufmann von der neuen Reichsbelleidungs-Verordnung wissen? Von H. Neumann. (Verlag Max Pollak, Landsberg a. d. W. Preis M. 1,20.)

— Das Einmachebüchlein der sparsamen Hausfrau, von der Schriftleitung der illustrierten Frauenzeitschrift „Monika“ verfaßt, wurde schon in der ersten Auflage in allen Hausfrauenkreisen als außerordentlich praktisch und brauchbar begrüßt. Eigene Kapitel behandeln das Dörren und das Einmachen ohne Zucker. Der Verlag der Buchhandlung Ludwig Auer in Donauwörth versendet das Büchlein für M. 1,10 frei ins Haus.

— Kriegslüche für jedermann! Ein Kochbuch für das Jahr 1916. 80 Seiten stark. Preis 80 Pfg. Von Henriette Fürtch. Verlegt bei Englert & Schloffer, Frankfurt a. M.

Logogriff.

Du mußt es rein und ganz erhalten,
Willst du dich zeigen in der Welt;
Sonst zählt man dich zu den Gestalten,
Die man für problematisch hält.

Und wärst du auch geschickt, behende,
Kurz: wärst du's „selbst mit i“ zuleht,
Wenn's ohne „i“ nicht Beifall fände,
Du würdest arg zurückgelehrt.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:
Kantine, Kantilene.